

DOVID BERGELSON

Die Welt möge Zeuge sein



ERZÄHLUNGEN

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG



DOVID BERGELSON

Die Welt möge Zeuge sein

Erzählungen

Herausgegeben von Sabine Koller
und Alexandra Polyan

Aus dem Jiddischen von Peter Comans,
Susanne Klingenstein, Sabine Koller,
Janina Wurbs

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG



Erste Auflage 2023

© Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine
Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne
von §44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Dovid Bergelson mit seinem Sohn Lev, mit
freundlicher Genehmigung von Marina Bergelson-Raskin

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54324-3

www.suhrkamp.de

INHALT

BERGELSONS FRÜHE JAHRE

<i>Dokument</i> Brief von Dovid Bergelson an Schmuël Niger. Impression von Nachmen Majseľ	9
Der Taube	11
Jojssef Schor	42
Die Getaufte	121

REVOLUTION. BÜRGERKRIEG. EMIGRATION

<i>Dokument</i> »Der Moppel«	129
Anfang Kislev 5679 (Onhejb Kislev Tar'at)	130
אנהייב כסלו תרע"ט	141
Alexandrovka	142
An der 101. Werst	156
Das Loch, durch das jemandem alles abhandenkam	177
Blindheit	197

SOWJETUNION. DIE 1920ER-1930ER JAHRE

<i>Dokument</i> »Probleme der jiddischen Literatur«	219
In einem roten Winkel	220

Birobidshaner	237
Selik Broder	253

ZWEITER WELTKRIEG. SCHOA

<i>Dokument</i> »Die Welt möge Zeuge sein«, »Gedenkt«.	269
Ich werde nicht sterben – ich werde leben	271
Jahrzeitlicht	277
Ein Zeuge	294
Prinz Reubejni – vierter Akt	314

EPILOG

Auszug aus dem Verhörprotokoll	326
Nachwort: Dovid Bergelson – Ein Leben für die jiddische Literatur	327
Dank	379
Anmerkungen	383
Glossar	449
Ausgewählte Literatur	457

BERGELSONS FRÜHE JAHRE

»So also schreibe ich: Zuerst wird die Stimmung der Erzählung mit dem Haupthelden geboren (Letzterer ist so gut wie immer nicht ganz klar) und wirkt derart auf die Seele, dass es einfach nicht auszuhalten ist. Mit dieser Stimmung wird eine solch eigenartige Sehnsucht nach dem besonderen Kolorit der Welt geboren, die den Haupthelden umgibt und in die Stimmung hineinwirkt. Mein ganzes Ziel besteht dann nur noch darin, diese Stimmung, verflochten mit dem Leben und den Ereignissen, die um ihn herum und (wenn man das so sagen kann) in ihm passieren, zum Ausdruck zu bringen.«

»Bergelsons Schreibtisch war wie eine offene Werkstatt. Auf dem Tisch waren verschiedene Blätter Papier, sowie die ›Werkzeuge‹ – eine Feder und noch eine Feder, dazu ein Gummiarabikum und eine Schere, hingelegt und hingeworfen ... Und mehr noch – es lag dort auch ein Stück Schokolade, und wenn er eine Seite geschrieben hatte, mit der er zufrieden war, machte er sich ein Geschenk: Nimm, du hast es dir redlich verdient ... Und kniff sich dabei in die eigene Wange ... Bist ein guter Kerl, hast eine feine Sache geschrieben! Auch stand ein Aschenbecher mit vielen ausgerauchten Zigaretten da. Oft konnte man dort einige Anfänge eines Kapitels finden, die er verfasste und weglegte und erneut verfasste. In diesem Sinne war er Mendele nicht unähnlich: Er schleifte und drechselte und schrieb es noch einmal und polierte es. Und mehr noch – in seinen jungen Jahren konnte er nicht weiterschreiben, bis er das vorher Geschriebene nicht noch einmal durchlas und von seinen Angehörigen Zustimmung dafür bekam.«

*Übersetzt von Eduard Demund, Caroline Emig,
Sabine Koller und Alexandra Polyan*

DER TAUBE

I

Anfang Herbst spielte sich wieder etwas ab zwischen Mendel, dem großen, schönen Sohn Vove Biks, und Esther, der zweiundzwanzigjährigen Tochter des Tauben, die bei Bik Köchin war. Man redete darüber in der Stadt bei den Marktbuden und bei Vove Bik in der großen Getreidemühle, wo der Taube überall seine angestrengten verstopften Ohren hinhielt und jeden misstrauisch ansah, der in seiner Umgebung lächelte, und trotzdem gelang es ihm lange Zeit nicht, ein Wort aufzufangen.

Mendel schwatzte auch weiter fröhlich mit den jungen Getreidehändlern, die Weizen in die Mühle brachten, und stippte sie mit dem Ellenbogen leicht in die Seite:

– Hör mal, weißt du, was Max Nordau¹ sagt?

Damit meinte er wie immer:

Weißt du, wie viele Kopeken in einem Rubel sind?

Man merkte ihm überhaupt nichts an.

Kürzlich kam er in neuen glänzenden Stiefeln aus der Kreisstadt zurück, und wenn er im Mühlhof umherging, spiegelte er sich in ihnen. Immer wieder hielt er den jungen Müller Schulz an und zwinkerte ihm zu:

– Nun, wie gefallen dir meine Stiefel?

Und Schulz, ein ernster Deutscher, wurde es nicht leid, jedes Mal in die Knie zu gehen, um die neuen Stiefel an Mendels Füßen zu streicheln.

Große Lust erregten die glänzenden Stiefel in Schulz und eiserne Besitzgier wuchs in ihm von Tag zu Tag.

Einmal machte er sich sogar die Mühe, Mendel auf der Stelle einen der Stiefel abzuziehen und ihn selbst anzuprobieren.

Das alles sah der Taube durch das Fenster im obersten Stockwerk der Mühle, wo er damals den Lastenaufzug bediente, er beobachtete heimlich und sah sich ständig um, ob nicht ein Mitarbeiter ihn bemerkte.

Esther brachte Mendel jeden Tag Essen aus der Stadt. Danach begleiteten Schulz und Mendel sie mit den Augen aus dem Mühlhof; Mendel schwieg und lächelte verklärt, und Schulz, der Müller, zeigte mit dem Finger auf Esthers Rücken und kitzelte Mendel gar an einer obszönen Stelle. Und sahen es Mühlenarbeiter von irgendwo, so hingen sie schon bald alle in den Fenstern der Mühle:

– Lass mich, lass mich auch ...

Ihn, den ungeschlachteten Tauben, mit dem erschrockenen, angestregten Gesicht, peinigte das enorm und es drängte ihn sehr, zu erfahren, weshalb die Arbeiter lachten. Er war aber furchtbar taub und schämte sich vor allen Menschen und vor sich selbst, konnte niemandem in die Augen sehen, und dachte ständig an das gemeinsame schwere Vergehen von Mendel und Schulz an einem schwangeren Bauernmädchen aus dem nahen Dorf Rybnize².

Sie hatten doch damals das Bauernmädchen wirklich für eine Weile weggeschickt.

Danach kam einmal in einer stillen Ecke Jossele Babzis auf ihn zu, der dürre gebeugte Aufseher der Mühle, und schrie lange in sein taubes Ohr. Er hörte nur jedes zehnte Wort, und doch nickte er Jossele immerfort zu.

– Ja, ja, er höre.

So verschämt war er, der Taube, in seinem Wesen schon

geworden, dass er den Menschen zunickte und ihnen versicherte:

– Ja, was denn, er höre nicht?

Zwei Wochen lang behielt er Josseles Wortfetzen in seinem tauben Kopf und erst dann begann er, die ganze Geschichte zu begreifen:

Eine Geschichte von zwei entlassenen Mühlenarbeitern, die Mendel verprügeln wollten und an dunklen Abenden um Biks Haus herumschlichen. Und da hatten die beiden Arbeiter also etwas gesehen ... Er wusste noch immer nicht, was die Arbeiter gesehen hatten, also hielt er Jossele vor der Mühle an und winkte ihn heran:

– Was bedeutet sie eigentlich, diese Geschichte von Mendel und Esther?

Das Herz klopfte damals so heftig in seiner breiten Brust und er atmete langsam und schwer. Er schämte sich vor Jossele.

– Sie hat ihn lieb, schrie Jossele in sein taubes Ohr, sie, Esther, hat ihn, Biks Sohn, lieb.

– Sie hat ihn lieb? fragte er bei Jossele leise nach.

Er glaubte, der dürre, gebeugte Jossele mache Spaß, er öffnete den Mund und lachte:

– He, he, he ...

Aber man vernahm keine Stimme, nur ein seltsam wildes Brummen entkam seinem aufgerissenen Mund. Seine bleifarbenen Augen blickten spöttisch und absonderlich. Erst als er merkte, dass Jossele im Ernst gesprochen hatte, begann er auf seine taube, zerrissene Art zu reden, indem er mit rund gebogenem Arm eine vage Bewegung machte und gewaltsam einzelne Wörter aus seiner breiten, kräftigen Brust hervorstieß:

– Da solle sie sich zuerst bei ihm, dem Tauben, erkundigen ... Er kenne sie doch in- und auswendig, den Bik und seinen Sohn ... Ein Spielchen? Seit zwanzig Jahren arbeite er schon bei ihnen in der Mühle.

– Und Jossele solle selbst sagen, er wisse doch, ja?

Jossele nickte mit seinem boshaften Kopf:

– Er wisse. Warum sollte er nicht wissen?

Und er, der Taube, wollte unbedingt wissen, was gesunde Menschen, jene, die nicht taub waren, dazu sagten. Er ging von der Mühle weg und redete unterwegs zu sich mit den Händen.

– Nun, wenn zu beiden Seiten seines großen Kopfes nicht wie zwei Fetzen diese großen tauben Ohren hingen, könnte er hier und dort ein Wort aufschnappen.

Er hatte vor, einmal zu ihr zu gehen, sie in Biks Küche aufzusuchen, um ihr dort ein notwendiges Wort zu sagen. Doch gerade in jener Zeit stieß ihm das böse Unglück zu. Es war ihm wohl, scheint es, gerade so bestimmt.

2

Lang verweilten damals die kurzen, tränenreichen Cheschvan³-Tage.

Närrisch verdüsterte Himmel zogen Fratzen, sahen auf die nasse, schwarze Erde hinunter und weinten, als betrauerten sie einen Sterbenden:

– Oh weh, ... was ist aus dir geworden? ...

Und dort, im einsamen Tal, außerhalb der Stadt, in Biks Mühle brannten nun schon den ganzen Tag lang die elektrischen Lampen, leuchteten Tag und Nacht in die Tiefe des grauen Nebels und blinzelten wie ermattete,

gelbe Augen hinüber zur nahen, schon dem Cheschvan verfallenen Stadt.

– Wir mahlen Mehl ... Wir mahlen Mehl ...

Die vierstöckige Mühle war in feuchten Nebel gehüllt. Ruhig und wie verklärt brummte sie ihr uraltes, monotones Gebrumm und bebte im Einklang mit ihren vierzig menschlichen Arbeitern. Im Lärm und Tumult arbeiteten Menschen mechanisch und ernst schweigend wie die Maschinen und Räder, die sich um sie herum drehten, ohne zu sprechen und zu denken, als stünden in ihren Hirnen die großen, mit Weizen angefüllten Mühlshuppen und brachten sie um den Verstand.

– Die Schuppen sind so vollgepackt mit Weizen ... Haben sie eine Wahl? Man muss mahlen.

Doch von Zeit zu Zeit erzitterte plötzlich der Mühlenlärm und eine traurige himmlische Stimme durchschnitt ihn:

– Halt! ... Halt! ...

Aber niemand reagierte darauf und es schien, als käme die verlorene himmlische Stimme von weit her und hatte sich nur hierher verirrt, in eine fremde unbekannte Welt, suchte jemanden und konnte ihn nicht finden.

Barfuß und mit gleichgültigem, staubigem Gesicht saß der Taube im voll beladenen Lastenaufzug und ließ sich vom dritten Stock herab. Jemand bemerkte im Vorbeilaufen etwas am Lastenaufzug und erhob ein furchtbares, wildes Geschrei:

– Abstellen! Abstellen!

Im Herz des Tauben brach etwa los, schoss rasend schnell in sein Gehirn und blitzte auf im Schreckensgedanken:

– Das Seil ... Das Seil ist gerissen.

In panischer Hast klammerte er sich mit beiden Händen an das andere unversehrte Seil. Er begann, sich bass erstaunt zu fragen:

– Würde er wirklich aus dieser Höhe hinunterfallen?

Doch schon im selben Moment wurde er mit Wucht zur Seite geschleudert. Er fühlte, wie er fiel, und doch kam es ihm vor, als bedauerte ihn jemand und flüsterte in eines seiner tauben Ohren:

– Zu spät ... Zu spät ...

Noch nie hatte er, der Taube, eine so leise Stimme gehört. Er erschrak und schloss die großen bleifarbenen Augen.

Später, als er die Augen wieder öffnete, standen schon viele staubbedeckte Arbeiter um ihn, beugten sich zu ihm herab und schrien in seine tauben Ohren.

– Wo, wo tut es weh?

Mit blassem, fast totem Gesicht lag er auf dem Boden und hatte nicht einmal die Kraft, auf das zerschmetterte Schulterblatt zu zeigen und etwas höher, auf die Seite.

Danach trug man ihn in sein kleines Häuschen im engen Synagogengässchen⁴. Der Lumpenhändler und die Lumpenhändlerin, die bei ihm die beiden Zimmer bewohnten, ließen nicht zu, dass man ihn bei ihnen hinlegte; so legte man ihn auf ein altes hölzernes Bett, das in der Küche stand.

Dem zweigesichtigen Jossele Babzis gingen dazu allerlei heuchlerische Einfälle durch den boshafte Kopf.

In Mendels Gegenwart kratzte er sich abschätzig und redete die Geschichte mit dem Tauben klein:

– Ein großes Unglück ... Der Teufel wird ihn schon nicht holen, den Tauben.

Danach ging er zum Tauben in die Küche und schrie ihm in die Ohren:

– Was denn? Hatte er vielleicht gedacht, er entkäme heil den Händen von Bik?

Und was nutzte ihm dieser doppelzüngige Schmeicheltgang?

Bik hatte ihn doch einmal persönlich eines üblen Diebstahls verdächtigt. Einmal zur Winterzeit hatte er ihn mit ganzer Kraft die steinerne Mühlterre hinuntergeworfen, so dass er, der dürre Jossele, zu Tode erschrocken war, sich die spitze, blutige Nase gehalten und weibisch geflennt hatte:

– Oh ... mein Kopf ... er hat mir den Kopf eingeschlagen ...

Vielleicht war er des heuchlerischen Lebens schon selbst überdrüssig und wäre liebend gern anständiger und ehrlicher, aber er brachte es nicht fertig und hielt es trotz allem für nötig, dem Tauben gut zuzureden:

– Nichts würde mit ihm sein, absolut gar nichts. Er müsse nur ein Weilchen liegen, das Schulterblatt und die Rippe schön warmhalten.

Der Taube aber verstand feine Sprüche nicht und nickte trübsinnig:

– Gut, gut. Er würde eine Weile liegen bleiben.

Von sich aus dachte er über nichts mehr nach, so schien es, weder über das Leben und noch über den Tod, mit gleichgültigem und blassem Gesicht lag er im Bett und schaffte es nicht, sich dem trostlosen Gedanken zu entziehen:

– Gefallen ... vom dritten Stock heruntergefallen.

Es war ihm schon gleichgültig, so schien es, ob er je wieder vom Bett aufstünde oder nicht.

Danach kam Esther einmal zu ihm, kam schlank und frisch in einer neuen schwarzen Herbstjacke und mit neueren und schwärzeren ernsten Augen. Eine Weile stand sie erstaunt und gedankenverloren neben seinem Bett, legte sogar einen Finger an ihr Kinn und bedauerte ihn nachdenklich.

– Ein Ende, ein schönes Ende hat es mit dir genommen.

Sie beugte sich zu ihm hinunter und wollte ihm offensichtlich etwas in sein taubes Ohr schreien, aber sie konnte nicht an sich halten und brach in lautes Weinen aus. Sie vergrub ihren Kopf tiefer und tiefer in die Lumpen neben seiner Brust, schluchzte und weinte. Man konnte nicht wissen, wessen Unglück sie beweinte: seines, das des gefallenen, bettlägerigen Tauben, oder gar ihr eigenes, geheim und unbekannt, wie jene finstere Herbstnacht, in der die beiden entlassenen Arbeiter um Biks Haus herumschlichen und etwas sahen.

Der Taube betrachtete sie mit seinen großen bleifarbenen Augen, wollte ein notwendiges, sehr notwendiges Wort sagen. Neblig und formlos schwebte das Wort lang durch seinen Kopf:

– Ja, die Hauptsache: Sie solle nicht den Kopf verlieren. Ja!

Er hatte sogar schon den Mund geöffnet und eine Hand ausgestreckt. Aber Esther war bereits vom Bett aufgestanden und hatte begonnen, die Herbstjacke zuzuknöpfen. Sie schüttelte langsam und betrübt den Kopf, seufzte traurig und schmatzte resigniert mit den Lippen, als wolle sie mit diesem Schmatzen sagen:

– Ein schöner Vater ... meine Güte ... was könnte er ihr schon raten.

Danach ging Tag und Nacht der Regen nieder, gleichmäßig und einfach stur ging er nieder, als hätte ihn jemand gebeten aufzuhören und er wollte nicht gehorchen und trommelte nun aus purer Bosheit:

Ich will es so ... Ich will es so ... Ich will es so ...

Schmutzige Herbsttränen rannen an den nassen, farblosen Scheiben hinunter, schlängelten sich langsam und faul und versickerten schließlich in den buckligen, feuchten Küchenwänden.

Wer brauchte diese Tränen?

Alles war schlecht gelaunt und böse, sogar der krumme und abgenutzte Backofen, der dem Tauben Tag und Nacht ins Gesicht starrte.

Es war so stumm um ihn herum. Der Taube war selbst erstaunt:

– Er hatte doch sonst beim Lumpenhändler die Nähmaschine klappern hören.

Stundenlang saß er bedrückt und stumm auf dem Bett, ließ die Beine baumeln und warf bittende Blicke auf die Lumpenhändlerin, die immer wieder in die Küche kam und sich am Backofen mit dem nassen Holz plagte.

Nur um eine Kleinigkeit wollte er sie bitten und doch verzog sich sein blasses, erschöpftes Gesicht wie das eines Bettlers:

– Wenn sie ihm nur ein paar Worte in sein taubes Ohr schreien wollte, würde er hören, wie viel tauber er geworden war.